

# Arnold Ott, der Schaffhauser Arzt und Dichter [Schluss folgt]

Autor(en): **Haug, Ed.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **26 (1922-1923)**

Heft 11

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669241>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

In der Seele der Frau stürzten Schmerz, Furcht und Glück zugleich zusammen. Bei ehrlicher Arbeit verunglückt. Es hätte Schlimmeres sein können. Die Jahre, welche zwischen ihrem ersten Tag mit Peter Gysin und dem letzten lagen, schmolzen ihr zu einem Ganzen. Wo war auf einmal die furchtbare Angst, die heimliche, unaufhörliche Sorge um ihn? Wo ihr Leid, die bitteren, heimlichen Tränen? Die Frau spürte nur noch die Liebe allmächtig in ihrem Herzen. Ausgelöscht jede Demütigung um seinetwillen, jeder Zorn. Eine befreite Liebe, welche vor dem letzten Opfer nicht zurückbebt, hob ihre Brust.

Sie gab dem Vorarbeiter die Hand. „Ich danke euch, daß ihr Peter Gysin das getan habt.“

Das kleine Mädchen kletterte von der Bank

herunter und schmiegte sich in die Rockfalten der Mutter, der Bub stand hinter ihr.

Als die Blicke des Mannes auf die Kinder fielen, wußte er, warum die Frau bei seiner Botschaft nicht zusammengebrochen. Die starke Liebe, mit der sie Peter Gysin bis zu seinem letzten Morgen gehalten, die löste sich nicht in Tränen der Verzweiflung und zugleich der Erlösung auf. Sie war die Kraft, aus der diese jungen Menschen ihr Leben schöpften.

Schweigend verließ der Bote das Haus. Ging zwischen den Wiesen, auf denen die Schafe weideten, dem eigenen Leben nach. Starker Weichenduft streifte dann und wann seine, dem Glück abgewandten Sinne.

Der Tag leuchtete, als wisse er nur von Freude.

### Heimkehr.

Wir haben keinen Sieg erfochten,  
nicht jubelnde Begeisterung  
hat uns ihr Laub ins Haar geflochten,  
nicht Schlachtgelümmel hielt uns jung.  
Wir haben lang in harter Zeit  
den Leib und auch den Geist kasteit.  
Wir schritten ohne Kranz und Ruhm  
und keines Sängers Vieder singen  
von uns und unserem Vollbringen.  
Wir leben stilles Heldentum.

Wir kehren von des Landes Grenzen  
zu dir, o Heimat, stumm zurück,  
und nur der Augen feuchtes Glänzen  
verrät bewegt von innerm Glück:  
Noch stehn wie einst die blühnden Städte!

O Fluß! O See! Du liebes Tal!  
Und hinter jeder Hügelkette  
gibt uns von neuen Dörfern Kunde  
der Glocken dröhnendes Metall.

Da überwältigt uns die Stunde  
und reißt uns alle mit sich fort.  
Das Herz hat lang genug geschwiegen!  
Es läßt das Herz sich nicht bestiegen!  
Das bange Schweigen wird zum Wort.  
Was wir in Träumen längst gesehn,  
will plötzlich vor uns auferstehn.  
Dem Stärksten zittert leis die Hand:  
Der Traum ist aus! Der Traum wird wahr!  
O Heimat, Heimat! nah und wunderbar!  
Sei uns begrüßt, geliebtes Land!

Karl Stamm.

### Arnold Ott,

der Schaffhauser Arzt und Dichter.

Von Prof. Ed. Haug.

(Es gereicht uns zur besonderen Freude, aus dieser im Laufe des Jahres erscheinenden Biographie unsern Lesern zwei Kapitel vorlegen zu dürfen.)

#### 1. Kapitel.

##### Abstammung, Eltern, erste Kindheit.

Welsches und deutsch-schweizerisches Blut waren in Arnold Ott gemischt. Jenes bestimmte den Pulsschlag seines Temperamentes, dieses

beeinflusste mehr sein Denken und Fühlen. Daraus schon ergaben sich bei ihm eine seltsame Mischung verschiedenster Eigenschaften und eine bleibende Unausgeglichenheit seines Wesens. Er selber hörte die Stimmen der Ahnen in seinem Blute raunen und suchte sich daraus in dunkeln Stunden über das eigne Wesen klar zu werden. So in dem aus dem Jahre 1898 stammenden Gedicht: „Ahnen“:

„Wenn mir dunkel wird das eigne Wesen,  
Steig' ich aufwärts die Geschlechterleiter,  
Meines Blutes Runenschrift zu lesen.  
Finde da der Mutter Sturmgemüte,  
Überbrausend ihre tiefe Güte,  
Ihren trotz'gen Mut im Mißgeschicke,  
Ihre zürnenden Gewitterblicke,  
Die sich jäh in weiche Tränen lösten;  
Ihre Grillen seh' ich, geistersehend,  
Zur Natur die schwärmerische Liebe,  
Die sie trieb, in Waldeseinsamkeiten  
Ihrer Sehnsucht Flügel auszubreiten;  
Ihren Hang zu Tat und Szenenspielen  
Und die untilgbare Lust am Schönen,  
Die ihr hell erhielt in Finsternissen  
Stets das Herz zu willigem Versöhnen.  
Offnen Auges, doch in Traum versunken,  
Hat sie grabhinüber mir gewunken.  
Weiter treff' ich meiner Mutter Vater,  
Der ins Schellenwams die Schwermut hüllte,  
Seinen Tag in laun'gem Scherz verpraßte  
Und am Abend aus beschwerter Seele  
Sterbelieder sang ins Kummerkissen.  
Höher find' ich auf der Leiter Sprossen  
Einen Arzt als Ahnherrn, strenggeschäftig,  
Der die sieche Menschheit wollte heilen  
Mit dem bittern Gift und scharfen Eisen,  
Leben suchte in den Leichenkammern,  
Um dem Tod das Leben zu entflammern,  
Und mit seiner Kunst gedrehten Pillen  
Seinen Drang nach Wahrheit wollte stillen.  
Diese vordern Lust- und Leidgenossen,  
Die zerrissen längst die Lebensketten,  
Wachen auf aus ihren Schlummerbetten,  
Reichen ihren ungelehrten Becher  
Mit dem Lebenswein dem Sohn und Enkel,  
Daß er weiter kreise in der Runde.  
Und ich schaue in des Bechers Grunde  
Vorgebildet mich im Wunderspiegel,  
Find' erbrochen die geheimen Siegel,  
Fühle mich von Ahnenblut durchflossen,  
Und mein eigen Tun ist mir erschlossen.“

Bezeichnend ist, daß er hier nur der Ahnen von Mutterseite gedachte. Gerne erzählte er, daß ein Tissot der Anführer des Waadtländerfähnleins der Berner in der Schlacht bei St. Jakob a. d. Birz gewesen und dort gefallen sei; noch lieber, daß der Leibarzt Tissot seines Lieblingshelden, Napoleons I., zu den direkten Vorfahren seiner Mutter gehört habe.

Der Vater des Dichters war Hermann Ott von Schaffhausen. Die Ott waren

ursprünglich kein eingefessenes Schaffhauser Geschlecht. Erst nach 1560 wurde ein Georg Ott von Zürich Bürger von Schaffhausen. Das von ihm abstammende Geschlecht schenkte der RheinStadt im 17. und 18. Jahrhundert mehrere Zunft- und Säckelmeister, sogar einen Bürgermeister. Von Beruf waren sie meist Weber, Färber und Bleicher. Der Großvater des Dichters, Johann Melchior Ott (1769—1842), Kaufmann zum „Regenbogen“, war zweimal verheiratet. Von seiner ersten Frau Franziska, geb. Seiler, hatte er drei Söhne: Georg Heinrich Ott (1802—1887), der das väterliche Kolonial- und Ellenwarengeschäft weiterführte, Albert Ott (1811—1892), Dr. phil., Professor und Direktor des Gymnasiums seiner Vaterstadt, und Hermann Ott (1812—1874).

Die Brüder Hermann Otts waren etwas trockene, aber tüchtige und angesehene Männer. Dieser selbst scheint schon früh aus der Art geschlagen zu sein. Da man zu Hause des mehr als lebhaften Jungen nicht mehr Meister wurde, steckte man ihn nach dem Tode seiner Stiefmutter als Zwölfjährigen ins Waisenhaus der Bürgergemeinde, dessen Vorsteher ob seiner starken Hand bekannt war. Der Erfolg dieser Erziehung war nur eine gewisse Verbitterung gegen seine Familie. Der intelligente, aber unständige und leichtsinnige Knabe erlernte dann den Drechslerberuf, und Ende der dreißiger Jahre ließ sich Hermann Ott in Bevel nieder. Sehr geschickt in seinem Fache, machte er sich besonders durch seine trefflichen Billardkugeln bekannt.

1839 verheiratete er sich mit Louise Elise Tissot von Chardonnay und Montaubion (Waadtland), der Tochter eines Bäckermeisters in Bevel. Als die Familie in Schaffhausen von dieser seiner Absicht erfuhr, mahnte ihn Bruder Albert, sich ernstlich zu prüfen, ob er all seinen üblen Gewohnheiten, dem Caféhaus-, Spieler- und Trinkerleben entsagen und sich mit einem stillen und einfachen Familienleben begnügen könne. Die Mahnung war nur zu berechtigt gewesen. Der junge Chemann, ohne moralisches Verantwortlichkeitsgefühl, kümmerte sich wenig um seine bald zahlreiche Familie, ging seinem Geschäft, das eigentlich gut war, nicht recht nach, konnte und wollte auch mit dem Geld nicht gut umgehen, so daß eigentlich seine Frau mit Beihilfe der Schaffhauser Ver-

wandten die Familie durchbringen mußte. Ofters ging er von der Arbeit, bei der er auch immer die Pfeife im Munde hatte, weg ins Café oder Restaurant, um einen Absinth oder ein Glas Wein zu nehmen und den Unterhalter zu machen. Der bewegliche, gesprächige, leutselige Mann mit den lebhaften schwarzen, etwas stehenden Augen war ein beliebter Gesellschafter, da er immer voll närrischer Einfälle steckte und sich namentlich auf Wortwitz und Satire ausgezeichnet verstand. Natürlich litt unter seiner Lebensweise auch das Verhältnis zu seiner Frau; sie lebten ziemlich getrennt, doch waren sie nie völlig geschieden, und in seiner letzten schlimmen Krankheit pflegte sie ihn aufopfernd. Im Jahre 1847 siedelte die Familie nach Le Locle über, wo neben seiner Drechslerbude die Frau, die eine geschickte Modistin war, ein eigenes, gut gehendes Geschäft betrieb. Ein eigentliches Familienleben entwickelte sich nie, da die Kinder, um die Mutter im Erwerb nicht zu hindern, in früher Jugend wegkamen. Die Oheime in Schaffhausen nahmen sie in ihre Familie auf und sorgten für Unterkunft im Waisenhaus. Zwei derselben machten ihnen freilich wenig Ehre.

Als geistiges Erbeil bekam Arnold Ott vom Vater mit eine gewisse Anrast, zeitweise Energielosigkeit und Hang, nichts zu tun, — abgelöst bei dem Dichter allerdings wieder durch fieberhaften Arbeitsdrang — Beweglichkeit und das Bedürfnis, sich auszusprechen, namentlich aber die Gabe des Witzes und der Satire, die Lust witzig zu kritisieren und zu foppen, und die Vorliebe für Extraprinze und groteske Späße. „'s ist en Schaffhuser und hät de Kappel!“ heißt es in „Karl der Bühne und die Eidgenossen.“

Der Sohn sprach selten vom Vater, und dann nur mit Unmut. Dagegen gedachte er viel und mit großer Wärme und Bewunderung

der Mutter. Ihr geistiges Wesen gab in vielem die Grundlage des seinigen, sie war eine rechte „Dichtermutter“. Von ihr ererbte Arnold Ott Phantasie und Leidenschaft, das „Sturmgemüt“, grundgütig, aber rasch aufwallend und wechselnd in Liebe und Zorn, in Erregung und Depression, die dramatische Ader, die Gabe lebendiger, bildhafter Darstellung und die Neigung zum Szenenspielen, die Liebe zur Natur und zur Einsamkeit, die Begeisterungsfähigkeit und die untilgbare Lust am Schönen. Dabei war aber die gescheite Frau auch gut im Geschäft, resolut und fleißig, ungebroschen im Mißgeschick und der einzige Halt in der Familie. Als sie einmal einen Sohn in Paris besuchte, wurde ihr ganz unwohl in dem Großstadtgetriebe; sie sehnte sich nach der Schweizerluft und den heimatischen Wäldern. Die Petersinsel erschien ihr als „das Paradies auf Erden.“

Wenn die stattliche Frau mit den weißen Haaren, den großen blauen Augen und dem leidenschaftlichen Herzen ins Doktorhaus nach Luzern auf Besuch kam, gab es

nicht selten dramatische Szenen. Je lieber Arnold Ott jemand hatte, desto mehr reizte es ihn zum Foppen und Träbeln. So witzelte er auch gegen die Mutter, die er so sehr liebte, und da er wußte, daß sie in ihrer brennenden Liebe zum Sohne eifersüchtig auf dessen Liebe zu seiner Frau war, neckte er sie besonders gern damit, daß er mit seinem „Menneli“ recht verliebt tat. Dann ging wohl das immer lebhaftere Augenspiel der Mutter in jenes Blitzen über, das auch des Sohnes Augen zeigten, wenn er erregt war, mit flammenden Augen stand sie plötzlich auf, rief: „Je ne peux plus rester ici! je pars!“ und reißte wirklich stehenden Fußes ab. Gerade so explosiv wie der Sohn. Freilich vergaß sie dann ebenso



Arnold Ott.

schnell, wie diesem die Neue kam. Hatten sich doch beide buchstäblich „zum Fressen gern!“ Mit ihrer Liebe und Treue begleitete sie ihn auch aus der Ferne auf allen seinen Wegen; erzieherischen Einfluß aber konnte sie nach den Verhältnissen und dem Charakter der beiden nicht auf ihn haben.

An den Gedichten des Sohnes hatte sie große Freude, obwohl sie sie nur in der Übersetzung genießen konnte. Nicht selten war sie davon bis zu Tränen gerührt. Seinen eigentlichen Aufstieg zum Dichterruhm erlebte sie nicht mehr. Als sie 1882 im 67. Lebensjahre starb, hatten erst einige Lokalblättchen ein paar Ott'sche Gedichte veröffentlicht. Ihr in Liebe flammendes und doch nie in Liebe befriedigtes Herz war müde geworden. Der Sohn kam erst eine Stunde nach ihrem Tode bei ihr an. „Herzschwäche“, schrieb er tieftraurig seiner Frau, endete das teure Leben. Sie starb gern, denn sie war müde. Es war ihr nicht vergönnt, zu leben und zu sterben inmitten ihrer Kinder, die sie so zärtlich liebte. Ein edles Mutterherz schlägt weniger. Heute geben wir sie dem Schoß der Natur zurück, die ihre Religion und ihr Trost war, in der sie sich so oft in stiller Klausur wohnend träumte. — Sie war so gut!“ — In ihrer Einfachheit eine ergreifende Darstellung der Tragik dieses Mutterlebens! — —

Arnold Albert Ott — der Dichter bediente sich immer nur des ersten seiner Vornamen — war der Erstgeborene unter den fünf Söhnen des Ehepaars Ott. Er wurde geboren zu Weben am 5. Dezember 1840. Aus den Jahren seiner ersten Kindheit ist nichts bekannt, als daß er gerne auf dem Schoß der Mutter saß, ihren Erzählungen lauschte oder schweigend in ihre großen blauen Augen sah und ihre träumerische Sehnsucht in seine Kindesseele überströmen ließ. Ihre Wurzeln aber senkte diese seine Kindesseele nicht in das welsche Land, sondern in Schaffhausen's Boden, der Lebenslang auch dem Manne die „Heimat“ blieb.

#### 4. Kapitel.

##### Der Arzt in Neuhausen.

(Zwischen dem 1. und 4. Kapitel liegt eine Studentenzeit von 20 Semestern, die Arnold Ott in Stuttgart, Tübingen und Zürich verbrachte. Deren Schilderung werden unsere Leser in der bald erscheinenden Biographie von Prof. Ed. Haug genießen können).

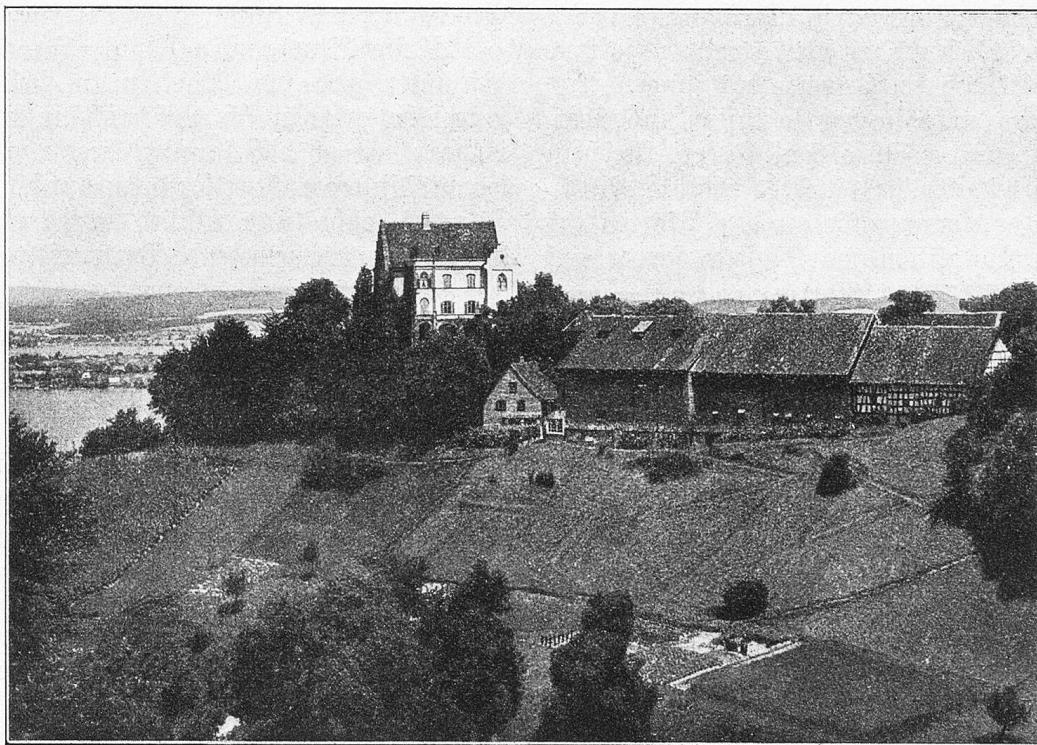
Voll Sturm und Drang waren Otts Studentenjahre gewesen; er hätte wieder nicht Ott sein müssen, wenn er Sturm und Drang nicht auch mit hinaus ins Berufsleben genommen hätte! Und als dann der Dichter sich in ihm emporarbeitete, geschah es erst recht in Sturm und Drang. Wir treten also nun nicht etwa in ruhigere Lebensepochen Otts ein. Die Wogen verebhten sich ihm nicht, wie so vielen andern mit der Zeit; seine Seele wurde vielmehr immer tiefer aufgewühlt, je weiter er ins Leben hineinschritt, das sich ihm mehr und mehr zum Drama, zur Tragödie gestaltete.

Bei der Umschau nach einem geeigneten Orte für Eröffnung seiner Praxis fiel Otts Blick selbstverständlich zuerst auf die Heimat. In der Stadt selbst war zu viel Konkurrenz, aber in dem aufblühenden benachbarten Neuhausen am Rheinfall erschienen die Verhältnisse günstig. Er beschloß also, hier sich niederzulassen. Das damals noch erforderliche Schaffhauser Staatsexamen wurde mit Leichtigkeit erledigt, und das Schaffhauser Amtsblatt vom 28. September 1867 meldete: „Herr Dr. Arnold Ott wird nach bestandenen Staatsexamen als Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer patentiert.“ Zunächst nahm ihn noch der Militärdienst in Anspruch; am 1. November 1867 wurde er zum Assistenzarzt im Schaffhauser Bataillon Nr. 71 ernannt. Dann nahm er seine Praxis in Neuhausen auf, und bald war er ein vielbeschäftigter Arzt, obwohl er gar keine Reklame für sich machte. „Die geheilten Patienten müssen einem rechten Arzte Reklame machen!“ pflegte er zu sagen. Und sie machten sie; bis weit ins Badische hinein wurde der Neuhauser Doktor geholt, der bald ebenso sehr wegen seiner Tüchtigkeit als wegen seiner Originalität berühmt war.

Ott war für den ärztlichen Beruf vorzüglich veranlagt: Scharfer Blick, rasche Erfassung des Krankheitszustandes, die Gabe, sich sicher und treffend auszudrücken, und Gewissenhaftigkeit zeichneten ihn aus. Er war ein vorzüglicher Diagnostiker und sah sofort, wo der Schaden saß. Wenn die Patienten reden wollten, rief er: „Schweigt! ich weiß schon, was Euch fehlt!“ So imponierte er den Leuten durch sein forsches und sicheres Auftreten und sein klares Urteil. Freilich war auch mancher erzürnt über den „groben“ Doktor, der so wenig Federlesens machte. Aber er kümmerte sich nicht darum. „Du bist kein Arzt!“ schrieb er einmal einem

Freunde und Berufskollegen, „durch Schmeicheln und Nachgeben wird der Kranke nicht gesund!“ Wo er Weichlichkeit und Wehleidigkeit als Ursache und Wesen der Krankheit erkannt hatte, arbeitete er gerne mit drastischen Mitteln. Dafür hatte er ein warmes Herz für die wirklich Leidenden, namentlich unter den Armen. Wie menschlich sein Herz fühlte, zeigte er namentlich als Arzt der Krankenkasse der Schweizerischen Industrie-Gesellschaft, in welcher Eigenschaft er

den temperamentvollen Arzt. Schon im zweiten Jahr seiner Praxis hatte er aus Anlaß einer Schenkung, die er den Armen Neuhausens gemacht hatte, einen häßlichen Handel, der in einer Zeitungsfehde sich abspielte. Diese zeigte freilich in ihrem Verlauf, wie gefährlich es war, mit ihm anzubinden, und wie schneidig und geistig überlegen er in solchen Fällen vorging. Übrigens verschaffte ihm auch ein Gerichtsurteil Genugtuung.



Das Dörfchen Salenstein mit Schloß, im Hintergrund die Insel Reichenau.

ein Wartegeld von 2000 Franken bezog. Bei Anfällen und dergl. hielt er immer, wenn möglich, zu den Arbeitern und scheute sich nicht, den Fabrikherren die Wahrheit zu sagen, die nicht begreifen konnten, daß er nicht ihre Partei nahm. In dem sozialen Drama „Untergang“ hat er später einem seiner hauptsächlichsten Gegner zur Strafe ein Denkmal gesetzt. Aber auch den Arbeitern machte er den Standpunkt gehörig klar, wenn sie im Unrecht waren oder seine Vorschriften nicht befolgten. Als er einmal einem Arbeiter eine Ohrfeige gab, weil er seinen ärztlichen Weisungen nicht nachgekommen war, benützte die Fabrikleitung den Anlaß, den wenig genehmen Fabrikarzt los zu werden. Auch sonst fehlte es nicht an Angriffen gegen

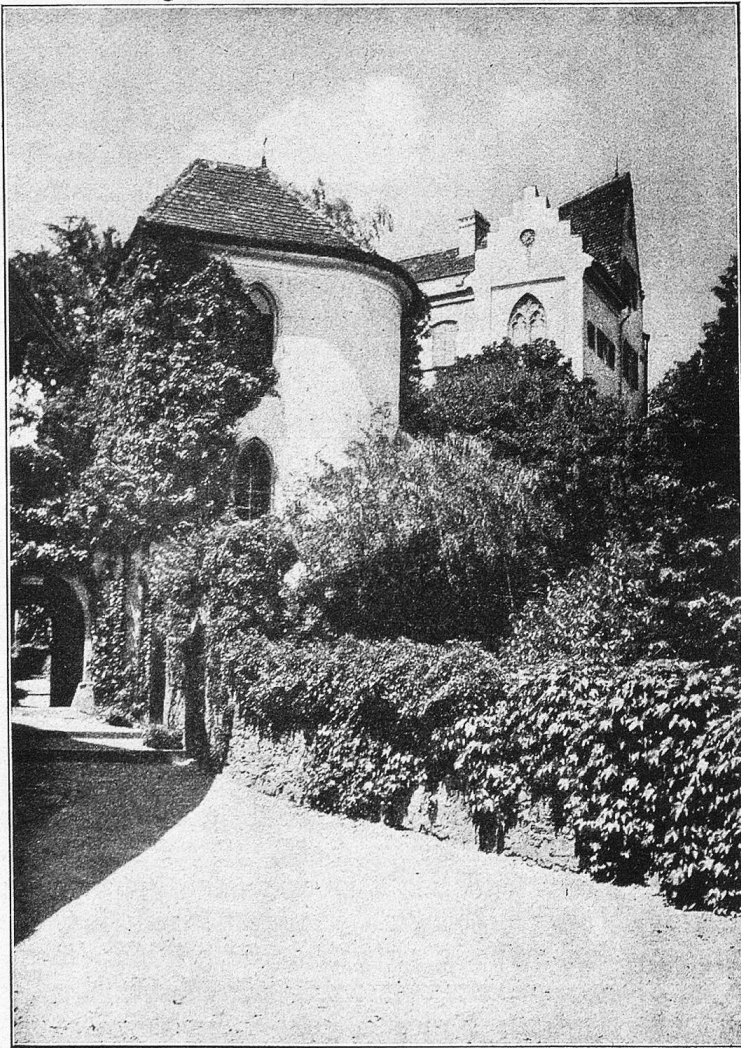
Humor und Satire verließen ihn auch bei seiner ärztlichen Tätigkeit nicht; viele seiner drastischen Witze gingen im Mund der Leute um, und auf der Praxis in den umliegenden badi-schen Dörfern machte er im Übermut öfters tolle Geschichten. Bezeichnend für seine Auffassung vom ärztlichen Beruf ist eine Anekdote aus seiner letzten Neuhauser Zeit. Ein reicher Engländer, der im Hotel „Schweizerhof“ logierte, hatte von dem originellen und witzigen Doktor gehört und gedachte sich mit ihm die Dlangeweile zu vertreiben. Er ließ ihn also rufen, wie wenn er krank wäre, lachte, als der Arzt den Patienten ganz gesund fand, und unterhielt sich mit ihm ein paar Stunden bei Champagner und feinen Zigarren aufs vorzüg-

lichste. Ott aber, heimgekehrt, schickte dem „Patienten“ für eine „Konsultation“ eine Rechnung von fünfzig Franken, zur Strafe für die Mißachtung seines ärztlichen Berufes, worauf aber der Engländer so nobel war, ihm hundert zu schicken. Ott war stolz auf seinen Beruf; auch später, als er nicht mehr praktizierte, wollte er immer noch den „med. Dr.“ auf seiner Adresse haben.

Festen Fuß im Leben aber faßte der jähe, vom Sturm seines Innern hin- und hergeworfene Neuhauser Doktor erst, als ihm das größte Glück seines Lebens zu teil wurde: seine Frau. Es sah im Innern des jungen Arztes durchaus nicht immer so lustig und übermütig aus, wie er sich äußerlich den Anschein gab. Ein leichtfertiges Liebesverhältnis früherer Tage, das ganz nahe an den Pforten des Todes vorbeigeglitten war, lastete schwer auf

seinem Gewissen, der ihm immer mehr sich enthüllende Widerspruch zwischen seinen hohen Idealen und der gemeinen Wirklichkeit drohte ihn zu zerreißen, die von Mutterseite ererbte Neigung zur Schwermut rumorte in seinem Blute. Eine Katastrophe bereitete sich vor. Da rettete ihn die Liebe. Ein Brief Otts, datumslos, aber wohl bald nach dem Jawort der Geliebten geschrieben, läßt die „brausende Flut seines Innern“, in der er zu versinken drohte, an unser Ohr schlagen, aber auch den Jubelruf seliger Gewißheit der Rettung:

„Meine Anna, mein Kind! Ja, ich nenne dich mein und das Wort mein schließt eine Engelsbotschaft in sich. Laß mich dir sagen, was ich war, ehe ich dich kannte, ehe du mein eigen warst. Finsterer Gewittersturm durchstobte mein Inneres, ruhe- und rastlos wurde ich umhergeworfen durch brandende Vorwurfswogen meines Gewissens, wie ein kompaßloses Schiff durch die Wellenberge des sturmgepeitschten Ozeans. — Gedankengepeitscht schlug mein Herz sich selbst immer tiefere Wunden, die nie heilten, weil Ruhe, die Vorbedingung zur Heilung, nimmer in mein Herz kam. Ich war nahe daran, an dem Ziele anzulangen, von welchem es keine Rückkehr mehr gibt, an dem Ziele, mich selbst zu hassen, mich, der ich der Urheber meines eigenen Unglücks war. Wer sich aber selbst haßt, kann andere nicht lieben, und so wurde ich feindlich gegen mich und meine Nebenmenschen. Lange, das weiß ich, hätte ich den Kampf nicht mehr gekämpft; ich wäre unterlegen, versunken in der brausenden Flut meines Innern. — Wie Christus, lichtverklärt auf dem Meere einherwandernd, seinen Petrus emporhob zu sich und vor dem Versinken rettete, so sandte der Himmel mir dich, umgeben von dem Glorienschein eines unschuldigen Kindergemüts, als hilfreichen Engel in windender Todesnot. Du kamst, und ich fand den Weg wieder durch das Wirrsal der Brust, weil ich wieder ein Kind wurde wie du. Was in der Kindheit im Herzen einst sproßte wie Frühlingsblumen, das wecktest du wieder in



Schloß Salenstein bei Mannenbach am Untersee.

meinem Innern; ein neuer Frühling geht in mir auf, ich feire durch dich und mit dir meine Ostern, meinen Auferstehungsmorgen. — In früherer Zeit wohl war mir's zuweilen, als ob etwas nie Erhörtes, von keinem Menschenaug Gesehenes, wunderbar Seliges mir aus plötzlich eröffneten Tiefen aus meinem Innern emportauchte; aber es kam mir nachher vor, als ob all mein Dichten, Trachten und Denken niemals eine Erfüllung dessen sein könne, was in jenem einzigen Augenblick mein Inneres mir verheißten hatte. Aber nun sehe ich die Verheißung jener seligen Augenblicke erfüllt, jene wunderbaren Traumgestalten in dir verkörpert, und ich bin, was ich als Kind war, glücklich und friedensfelig durch dich."

Wer war der „hilfreiche Engel in windender Todesnot?" *Anna Maria Spörli*, geboren am 10. Februar 1850, stammte aus einer alteingesessenen, einfachen Neuhauser Arbeiter- und Bauernfamilie. Der Vater, Konrad Spörli (1815—1870), war in jungen Jahren Walzer im Eisenwerk Lauffen gewesen, wie auch der Großvater; später betrieb er die Wirtschaft zum „Frohfinn" und daneben Landwirtschaft. Seiner Ehe mit Regula Rüng, einer Bauerntochter

aus Egglisau (1817—1875), entsproßten 7 Kinder. Da galt es, sich zu wehren. Der Vater büßte in harter Arbeit frühzeitig seine Gesundheit ein; die Mutter suchte als Hebamme den Verdienst zu vermehren und erfreute sich in dieser Eigenschaft ob ihres lebenswürdigen Charakters allgemeiner Beliebtheit.

Anna Spörli stand in der frischesten Jugendblüte, als Ott sie kennen lernte. Sie war eine überaus reizvolle Erscheinung: schlank und doch voll, von stolzem Gang, mit frischen roten Backen, schwellendem, rotem Mund, leuchtenden, frei blickenden blauen Augen und blonden, an der Seite zu zierlichen Löcklein sich rollenden Haaren. Damit verband sich ein seelisches Wesen voll holder, kindlicher Naivität, gesunder Einfachheit und Bescheidenheit, munterer Fröhlichkeit und doch ruhiger Gehaltenheit, Herzengüte und inniger Empfindung. Ihre Bildung reichte nicht über den Rahmen einer Dorfschule hinaus, aber ihr Verstand war hell und ihr Geist überaus empfänglich. Sie schaffte im Haushalt tüchtig mit, arbeitete auf dem Felde, melkte die Kühe im Stall und bediente die Gäste in der Wirtschaft.

(Schluß folgt).

## Narcissus.

Ein griechisches Märchen.

Erzählt von J. Rickenmann.

Einst zog durch die Städte Griechenlands ein greiser alter Seher, namens Tiresias, dessen Wort die Zukunft enthüllte und nimmer trug, und das Volk drängte sich zu ihm und bat ihn um eine Weissagung. Unter der Menge war auch ein wunderschöner Knabe, welcher Narcissus hieß und die Herzen aller Mädchen im Sturm erobert hätte, wenn er bei seinem Liebreiz nicht gar so stolz und spröde gewesen wäre. Er befragte den Seher, ob ihm ein langes Leben beschieden sei, und erhielt die Antwort: „Ja, wenn du dich selbst nicht siehst!" Ein seltsames Wort, unverstanden und viel belacht, bis es sich erfüllte. Narcissus zählte fünfzehn Jahre und stand auf der Schwelle, wo sich Knaben- und Jünglingsalter berühren, halb noch ein Kind und halb schon ein Mann. Viele Burschen suchten seinen Umgang, viele Mädchen schmachteten nach ihm, aber in der zarten Gestalt wohnte ein harter, der Liebe unzugänglicher Sinn. Narcissus ging auf die

Jagd und scheuchte flinke Hirsche in die Netze. Die Gesellschaft der Altersgenossen mied er, und alle Nymphen in Berg, Busch und Quell lockte er und hielt sie zum Besten. Eines Tages, als er wiederum dem Waidwerk oblag, bemerkte ihn eine Nymphe, die stimmbegabte Echo. Dieses Mädchen blieb auf keine Frage die Antwort schuldig, konnte aber niemals zuerst mit der Rede beginnen. Im übrigen war sie durchaus wesenhaft und körperlich und nicht etwa bloß eine Stimme. Aber so redselig und geschwätzig sie auch war, vermochte sie doch von vielen an sie gerichteten Worten immer nur die letzten nachzusprechen. Daran war die Königin des Himmels, die Göttin Juno, schuld. Als einmal ihr Gemahl, der große Jupiter, im Walde die Gesellschaft schmucker Nymphen aufgesucht hatte, hätte sie ihn beinahe überrascht, wenn nicht Echo mit langem Geplauder sie listig versäumt hätte, bis die Mädchen alle geflohen waren. Da hatte Juno, erzürnt über den Be-